

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 11 (1921)

**Heft:** 50

**Artikel:** Mein Pfarrhaus

**Autor:** Birnstiel, J.G.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-646692>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Appenzellerische in Wort und Bild

Nummer 50. — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Dezember 1921

## — So fern! —

Von Rudolf Niggeler (1845—1898).

Mich fasst ein Träumen wunderbar,  
Wenn ich am Fenster steh';  
Der helle Mond beleuchtet klar  
Auf Flur und Tann den Schnee!  
Korch, klingelnd fährt ein Schlittendorf,  
Wie lauf' ich da so gern!  
Er fliegt heran — er brauset fort —  
Du bist so fern, so fern!

Nun häuft der Nord den Schnee dahin  
Wohl über's weite Feld,  
Und schwarze, schwere Wolken ziehn  
Empor am Himmelszelt;  
Dort funkelt noch mit traumtem Schein  
Ein golden schöner Stern!  
Doch ach, die Wolke hüllt ihn ein —  
Du bist so fern, so fern!

Die Wetterfahne peufzt und girrt  
Da drüben auf dem Thurm,  
Schneeflocken wirbeln wild verwirrt,  
Stets lauter heult der Sturm!  
Du zogst davon; ich starr', erwacht,  
Dir nach als einem Stern —  
Nun wein' ich wohl die lange Nacht,  
Doch immer bleibst du fern!

## Mein Pfarrhaus.

Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

In mehreren Gemeinden habe ich zwischen meinem vierundzwanzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahr Einzug gehalten. Die große Freude, den Schlüssel für ein Haus, das ich gewissermaßen als mein eigen betrachten und gebrauchen durfte, in die Hand zu bekommen, ist mir also zu wiederholten Malen zuteil geworden. Nie aber war sie so über die Maßen groß, wie damals, als der Kirchenpräsident von Schönengrund mich nach meinem Pfarrreinsatz unter seine Fittige nahm und mit mir durchs Dunkel der Novembernacht gegen ein zweigiebiges Appenzellerhaus mit vorgelagerter Steintreppe und langen Fensterreihen schritt. Wohl hatte ich schon in meinen Studentenjahren das stolze Selbstgefühl gekannt, das der Besitz eines eigenen Hausschlüssels dem verleiht, der ihn hat. Doch was war das, verglichen mit dem Hochgefühl, das mich erfüllte, als ich zum Schlüssel nun auch das Haus bekam.

Man stelle sich vor, ein Mutterbüblein, das bisher nur am Brunnen gespielt, komme zum erstenmal an einen Bach, und es höre die Stimme: „Tummle dich, leg dich ans Ufer oder plätschere im Wasser, schneide dir Ruten, fange dir Fischlein, wirf Steine über die Wellen, mache überhaupt, was du willst, denn siehe, alles ist dein!“ Was wird es tun? Starr sein vor Staunen? Aufspringen vor Freude oder Purzelbaum schlagen vor Wonne? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß mir fast wie einem solchen Kinde

zumute war, als mein Mentor verschwand und ich im Hausflur den eigenen Schlüssel umdrehte, — im eigenen Haus. Im eigenen? Gott bewahre! Der Gemeinde gehörte es und gehört ihr heute noch. Doch was ging mich das an? Ich nannte es mein, und „mein“ Pfarrhaus nenne ich es heute noch, nach bald vierzig Jahren, obwohl inzwischen der Amtsbrüder viele dort ein- und ausgezogen sind.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Ort erzählt habe, nämlich: daß in jener ersten Nacht meine Eltern, die meinen Einzug mitgefiebert, mit unterm gleichen Dache geschlafen haben — daß ich aus übertriebener Furcht vor der ersten Kanzelpflicht noch in die tiefe Nacht hinein studierte und ins Bett ging, ohne die Petrollampe auszulöschen — daß der Nachtwächter sich darüber schwere Gedanken machte, mit denen er im Dorfe nicht hinter dem Berge hielt usw. Von meinem Pfarrhaus will ich jetzt lieber etwas sagen. Nicht so, daß ich mit dem Leser nun vom Keller bis zum Estrich steige und ihm alle Gelasse und Kammern öffne. Nur auf ein paar Linien im Gesicht des Hauses möchte ich ihn verweisen, hoffend, er werde dann selbst auf die Seele des Ganzen schließen.

Das Gesicht, mit dem mein kleines Pfarrhaus in die Welt schaute, war vornehmlich ein Appenzellergesicht — und zwar ein heimelig-schönes. Ein paar stattliche, nach dem Giebel hin sich verjüngende Reihen von Schiebfensterlein

mit höchst almodischen, durch Lederriemen bewegbaren Aufzuläden, dazu ein währschafter, weißbetr. hener Schindelschirm — das zeigte von unverfälschter Appenzellerart.

Ein wenig Amtsmiene hatte das Gesicht meines Häuschens auch, denn hinter der untersten Fensterreihe, links neben der Haustüre, wurde die katholische Unterweisung für große Buben und Mädchen erteilt, und dort wartete allmonatlich mindestens einmal die Göttin, die mit verbundenen Augen das Schwert führt und die Wage hält, ihres Amtes, das heißt, es tagte dort das „Gmendsgricht“. Die Kläger und Angeklagten standen dabei jeweils im Hausegang herum, und der Gerichtsweibel, der nebenbei auch Flehmer, Haschierer, Omnesäger und Sticker war, ging mit der Binde am Arm und der silberglänzenden Wappentafel auf der Brust schweren Trittes auf und ab.

Damit nun aber das Pfarrhaus nicht allzu sehr den Anstrich kleinbürgerlichen Wesens an sich trage, sorgte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein begüterter Pfarrer dafür, daß es irgendwo noch eine aristokratische Linie ins Angesicht bekomme. Aus eigenen Mitteln gab er dem Anbau unter dem andern Hausgiebel größere Zimmer und in den ersten Stock baute er sogar einen stattlichen Saal, der bei Taufschmaus, Hochzeitsfest oder Pastorenwitten herrliche Dienste tun möchte, im übrigen aber doch in einem seltsamen Gegensatz zum Quartalzäpflein derjenigen Pfarrer stand, die von ihrem reichen Ahnherrn wohl das Amt, doch nicht den Geldsack übernommen hätten. Diejenigen Minderkapitalkräftigen mag das halbdunkle Gelaß, das direkt unter dem herrschaftlichen Saal gelegen war, wohl heimlicher gewesen sein. Dort lag nämlich, mit Front gegen Landstraße und Kirche, hinter einem breiten Tor, der Holzschopf, darinnen die Pfarrherren, wenn sie oben die Feder ausgeprägt und die Haare aus der heißen Stirn gestrichen hatten, ihr Leibeskräftchen am Sägbrett und Scheiterrost erproben konnten. Mag auch der eine oder andere sich um diese Leibesübung herumgedrückt haben, unter Berufung auf Johannes 6, 13: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze,“ — ich gehörte nicht zu diesen und habe dem Holzschopf so intensive Beachtung geschenkt, daß ich davon in einem späteren Kapitel besonders reden muß.

Weil ich denn aber von einer Seele des Hauses sprach und die Spuren derselben im Bisherigen mehr im äußeren Gesicht des Gebäudes zeigte, so verbeuge ich mich nun vor dem Leser und ersuche ihn, mir rasch in zwei Gemächer zu folgen, deren eines sozusagen das Herz und das andere, um seiner Bestimmung willen, der Kopf des Hauses war.

Das erstgenannte Gemach war die Wohnstube. Bitte einzutreten! Hochgewachsene Leuten sei freilich der Ruf, der bei der Einfahrt in die blaue Grotte von Capri den Besuchern ins Ohr geschrien wird, recht ernstlich zu Gemüte geführt: „Abasso!“ — „Duck dich!“ — denn schon mehr als einer hat hier ganz unliebsam den über der Krawatte liegenden Teil seines körperlichen Ichs derb angeschlagen. Jener hochragende Zürcher Kaufherr, der neben dem Dorf eine Fabrik besaß und nur einen Teil des Jahres im Bergdorf verlebte, wußte, warum er vor dem jeweiligen Eintritt in unsere Stube sich bückte, als gälte es einen Rotauf vor dem Kaiser von China zu machen. Fast im Staube kriechend schwächte er, mit dem Hut in der Hand, einher und vergaß

ganz des schönen Wortes aus dem Prediger Salomon: „Ich habe gefunden, daß Gott die Weisheiten aufrichtig gemacht hat, aber sie haben viele Rümpfe.“

In der Tat, es war zwischen den mit weißem Sand bestreuten Brettern des Fußbodens und der Zimmerdecke ein so niedriger Raum, daß sogar ich kurzgerades Winkelchen mit emporgestreckter Hand reagte gut die Wiede über meinem Haupt berühren konnte. So nah waren sich in meiner Pfarrstube der Himmel und die Erde, und darum war es, zumal für Leute kleinen Ranges, die nicht anstreben, so heimlich und warm darin. Von den Bergen her warf die Morgenonne ihre Strahlen durch die Reihe der kleinen Fensterlein und unten sang der Dorfbrunnen zu allen Tag- und Nachtzeiten sein einziges Lied im Plauderton.

Zwischen dem runden Tisch aber und dem Kachelofen, zwischen einem neuen Kanapee und dem alten Klaoier, gingen, wenn abendlicher Weise die Lampe brodelte, jaft vorbar allerlei gute Geister in der alten Stube um, Geister von Menschen, die hier Freude und Leid erlebt, dann eines Tages den Erdenstaub von den Füßen geschüttelt hatten und ausgezogen waren mit dem Verprechen, trotz ihres Abschiedes einen warmen Hauch aus der Glut ihres Herzens zurückzulassen — und Geister lieber Menschen, die zwar draußen in der Ferne lebten, aber doch zu mancher guten Stunde Gedanken der Liebe über die Berge sandten. Diese Stube war das Herz meines Heims, schon damals, als ich mit meiner getreuen, guten Schwester drinnen wohnte, und sie wurde es erst recht, als nach weniger als einem Jahr das alte Haus eine liebliche, junge Hausfrau erhielt, die mit tausend Zauberkräften den alten Holzbau samt allem, was unter den zwei Giebeln war, in eine funkelnagelneue Heimat wandelte. Daß die guten Geister, die am liebsten in vornehmer Stille den Frieden des Hauses hielten, dann später für einzelne Stunden auf Urlaub gingen, wenn kleine Kinder mit unbändigem Geschrei oder sporadisch auftauchende Studienfreunde mit ebenso unbändigem Lachen die feierliche Ruhe der Stube störten, das sei nur nebenhin erwähnt. Viel Geschrei und Lachen, viel Flüstern und Plaudern, viel Jubeln und Seufzen, hatte hier seit Menschen-gedenken seine Statt, kam und ging von Seele zu Seele und weihte die alte Stube, das Herz des Hauses.

Und welcher Raum verdiente es, des Hauses Kopf oder die Werkstatt der Intelligenz genannt zu werden? Mit Erröten gestehe ich, daß mein Studierzimmer den Anspruch auf diesen Namen mache. Mit Recht? Ich schweige! Jeden Sonntag brachte die Sonne es an den Tag. Ich habe aber nie gehört, daß sie über den Machwerken meines schöpferisch arbeitenden Kopfes wiederholt hätte, was sie nach vollendeter Weltshöpfung den lieben Herrgott sagen hörte, nachdem er angesehen alles, was er gemacht: „Und siehe, alles war sehr gut!“

In dieser Studierstube sah es anfänglich noch fast ein bißchen unwirtlich aus. Ein paar Bücher auf einem Gestell, ein Archivkasten aus Urgroßvaters Zeit, gefüllt mit staubigen Alten, Bilder und abgegriffene Studentenmützen an der Wand und endlich nebst einigen Stühlen ein almodisches, frischpoliertes Pult, über dem früher der Kopf und die Hände eines kleinen Toggenburger Tuchfabrikanten ihr schweres Tagwerk getan. Mir war dieses Möbel viel, denn

tiefer unter seinem auf- und zufallbaren, eine schief abfallende Ebene bildenden Deckel lag eine Reihe verborgener Schubladen, die leer waren bis auf zwei. Die eine barg nach dem ersten Vierteljahr meines Amtes mein Salarium in Form von runden, fliegenden Fünflibern, die mit so rätselhaften Kräften auf mich wirkten, daß ich sie dann und wann herausnehmen und betrachten mußte. Eine höchst ungeistliche Übung, die mir aber kaum gefährlich werden konnte, denn der Mammon, den ich in solcher Menge zuvor nie beessen, schmolz mir unter der Hand, und die hundert, meist mit Napoleonsköpfen verzierten Taler glichen der Heldengarde in der Schlacht, die heute noch eine Schar, einmal ein Häuflein, dann eine Gilde, hernach ein Dutzend und zuletzt ein brüderliches Veterancorps wird, das dem Tode trockt, bis neue Truppen aufmarschieren.

In der andern Schublade lag ein Bildchen, und darauf ein Zweiglein vertrockneter Rosen. Bei diesem Geheimfach sprach ich in den ersten Monaten nach dem Einzug ins Amt noch viel fleißiger vor als an der Geldschublade, doch nur, wenn niemand um die Wege war, wenn ich gute Stimmung suchte oder ein Heimweh hatte, von dem ich keinem Menschen etwas sagen möchte. Die kleine Lade hatte noch das Gute, daß ihre Wundergewalt ungebrochen blieb, auch wenn die neben ihr liegende Geldtruhe mit dem Abnehmen ihres Inhaltes einen großen Teil ihrer Zauberkraft verlor. Ob ich mir damals beim Anschauen der beiden Geheimfächer auch sagte, daß das mit den Rosen hoch über dem mit den Tälern stehe, weil das erstere von der Liebe rede und darum eine Wohnung unvergänglichen Gutes sei, während aus dem Geldkästchen ein Geruch des Todes komme — das weiß ich nicht mehr. Ich mag ja ähnlich lautende Wahrheiten in der Bibel gefunden und predigend weiter geboten haben. Dazu aber auch die Schubladen eines alten Pultes zu Predigern ewiger Wahrheit werden können, das hatte ich wohl nicht eingesehen, vielleicht gerade darum nicht, weil die Wahrheit meinen Augen gar so greifbar nahe lag.

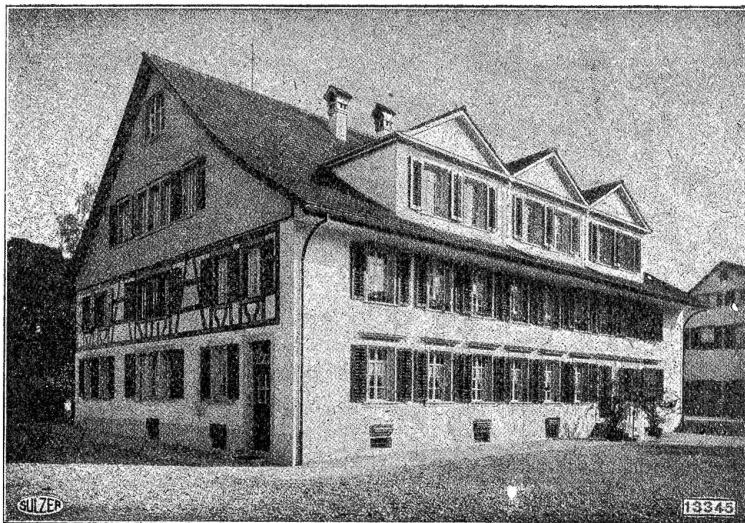
Die Kammer, in der mein geheimnisvolles Schreibpult stand, hat übrigens die Ehre, des Hauses Kopf zu sein, auf die Dauer nicht für sich behalten. Unter ihren Fenstern lag der Dorfbrunnen, und der war das Stelldichein spieldender Kinder, wasserholender Mädchen und waschender Frauen, die sich vom unablässig plaudernden Wasserstrahl der Brunnenröhre nicht wollten beschämten lassen. So schwach-



T. Senn. — Selbstbildnis.  
(Aquarell aus „O mein Heimatland“ 1922, Herausgeber Dr. Gustav Grunau.)

ten sie halt. Und schlug bei etwaiger Ungehörigkeit einzelner Disputantinnen das SchwaZen nicht an, so ward geschrien. Ich rang mit dem Himmel um große Gedanken, die Weiber aber zogen meinen Geist, wenn er einmal in höheren Regionen zu schweben meinte, an den Zipfeln seines Gewandes wieder herab zu Quark und Klatsch des dörflichen Tages.

Ich hatte, wie man so zu sagen pflegt, in jener Zeit noch keine Nerven. Aber Ohren hatte ich, die alles hörten, und darum kapitulierte ich eines schönen Tages, klappte mein Tintenfaß zu und entschloß mich, nicht nur für einmal, sondern für immer mit Pult und Büchern, Bildern, Pfleisen, Müzen und andern Andenken an vergangene schöne Zeiten, auszuziehen und meine Werkstatt, die vielleicht mehr als ein Jahrhundert lang das geistige Zentrum des Hauses gewesen war, in ein Kämmerlein unter dem Dach an des Hauses waldstiller Hinterseite zu verlegen. Ein Treppstein, das ich lächelnd die Hühnerstiege nannte, führte hinauf zu meiner Klausur. Einst fand mich dort mit Staunen mein alzeit wichtiger Amtskollege von Peterzell. Als er mich



Lehrlingsheim Oberwinterthur, Straßenseite.

verließ, erklärte er mir mit leichtverstellter Wehmutter, mich zum letztenmal hier oben gesehen zu haben, weil er nicht zum todesmutigen Steigerkorps der Feuerwehr gehöre.

Ich blieb, wo ich war. Die endlich gefundene Ruhe war mir mehr als Morgensonne und Straße, Dorfbrunnen, Garten und alle Herrlichkeiten, die ich durchs Fenster meines verlassenen Paradieses gesehen hatte. Vom einzigen Fenster aus sah ich übrigens den Hemberg mit seinen zwei Kirchen, und hinter ihm die Hörnlikette, an deren Fuß ich meine Heimat und — solang ich unverheiratet war — die Spenderin kommenden höchsten Glücks wußte.

Weil ich aber doch im Grunde das Zeug zu einem wahrhaftigen Einsiedlertum nicht hatte und nebenbei einer trefflichen Meinung meines vorhin erwähnten Kollegen huldigte: Alzurviel Studieren vertrümmre den schönsten Rücken, so besann ich mich, zumal nach der Gründung meines Hausstandes, darauf, daß es dem Menschen nicht gut sei, zu oft und zu lange allein zu sein. Und so stieg ich denn fleißig vom Scheitel des Hauses hinab in die Herzammer, die trauliche Stube. Dort endete stets das Spintissieren, und ein gemütliches Spinnen ohne Spinnrocken hub dafür an zwischen Mund und Mund, zwischen Herz und Herz, ein Spinnen von zarten Erinnerungsfäden aus der Kunkel vergangener Erlebnisse und ein Herausziehen goldener Zukunftsfäden aus dem Werg der Hoffnung und der Liebe.

Wohl dir, du Haus, dem zwischen Estrich und Keller, Küche, Werkstatt und Kaminen die Stube nicht fehlt, das fried- und freudeschaffende Zentrum, wo der Mittag und Abend, vor allem aber der Sonntag wieder einigt, was Tagewerk und Werktag getrennt, wo die Jungen reden, die schwiegen, die Geister erwachen, die schliefen und die Heimatlieder ertönen, die nicht aufgekommen sind gegen den Weltlärm des Tages.

Fünf Pfarrhäuser habe ich samt den Meinen im Lauf von drei Jahrzehnten bewohnt. Das erste steht meinem Herzen am nächsten. Die andern waren größer und schöner. Das Pfarrhaus unterm Hamm war die Hüterin meiner jungen Liebe, die Lehrwerkstatt für meine noch ungezügelte Kraft, das Geburtshaus meiner Kinder, die Hochwacht, von der ich später in die heiße Niederung stieg, um ihres Berg-

segens nie anders als mit Wehmutter zu gedenken. Das alles wob in der Erinnerung ums erste Pfarrhaus einen Glorienschein, und am meisten hat dazu vielleicht die heimatliche Stube getan, das Herz des Hauses, darinnen Fußboden und Decke so nah beisammen waren, daß man das Gefühl hatte, hier könnten auch Erde und Himmel nicht abzuweichen aus einander sein.

### Lehrlingsfürsorge.

Fürsorge — das ist die soziale Parole der Nachkriegszeit. Sie kennzeichnet die Fehler der Vergangenheit, die Not der Gegenwart, die Gefahr der Zukunft. Vorsorgen und Verhüten ist ihr Sinn, sie bedeutet Licht und Lust dem Aufstrebenden, Hilfe dem Willigen, Wegweisung dem Unsicheren, sie dient dem Geistigen und Gejunden in unserer Gesellschaft im Kampf gegen das Faule und Falsche. Nicht Verweichung, Lievertragung der periodischen Pflichten auf die Allgemeinheit darf sie sein, sondern ihr einfaßkästiger Zweck ist die gemeinsame Bekämpfung des Unguten, Untauglichen, Unvollkommenen durch die gemeinsame Pflege der nach den höchsten Zielen gerichteten individuellen und sozialen Kräfte. Diese Art Fürsorge ist gefüls- wie verstandesmäßig gleicherweise gerechtfertigt und ermöglicht jedem die Mitarbeit. Die Bestrebungen „Pro Juventute“ wirken in diesem Sinne.

Den Schulentklassen soll die diesjährige Sammlung zugute kommen. Die Lehr- und Reisejahre der Jugend sind für die Fürsorge die schwerste, umfangreichste, — die dankbarste Aufgabe. In dieser Zeit bricht das in den letzten Schuljahren oft einschlummernde Gefühlsleben wieder aus dem Innersten auf, alle Zugänge in die Seele sind geöffnet,



Lehrlingsheim Oberwinterthur, „Schuhpuhete“.

das mächtige Weltleben greift mit tausend Händen nach den jungen Menschen. Im Strudel den Weg zu finden, der schön, eign, das persönliche Wesen fördernd und im